



Wie das leuchtet!
Die Schwebbahn hoch über der Wupper, unterwegs in die Zukunft, wohin sonst

Das neue Berlin heißt Wuppertal

Hört sich abstrus an, ist aber wahr: Die Industriestadt wird zum Kraftzentrum der Künste VON HANNO RAUTERBERG

Um gleich mal mit Tuffi zu beginnen. Mit Tuffi, der Indischen Elefantenkuh, ohne die keine richtige Wuppertal-Geschichte auskommt. Tuffi also fuhr mit der weltberühmten Schwebbahn, gut 70 Jahre zehnte Meter in die Tiefe, hinab in den Fluss. Seither ist Tuffi, der Elefant, so etwas wie ein Wappentier, Symbol einer erstaunlichen Stadt. Erstaunlich, weil hier Züge nicht auf, sondern unter den Gleisen fahren. Und fliegende Elefanten selbst die gewagtesten Sprünge überleben. Wuppertal, die Unwahrscheinliche.

Neuerdings erzählt man sich sogar – und das klingt nun wirklich unwahrscheinlich –, dass hier, entlang der gerade stürmisch dahinausgehenden Wupper, ein neues Kraftzentrum der Künste heranwächst, frischer, stärker, auf jeden Fall überraschender als Frankfurt, Köln oder München. Manche sagen: Wuppertal, hey, das ist das neue Berlin.

Einer, der wissen sollte, ob das stimmt: Christian Boros, Bunker-Boros, wie einige ihn nennen. Zusammen mit seiner Frau hat er in Berlin einen dieser monströsen Luftschutz-Betonkästen der Nazi-Zeit bezogen, obendrauf haben sie ihr Penthouse, innen drin, eingebunkert, ihre Kunstsammlung. »Wäre ich noch mal 20«, sagt Boros gleich, »ich würde sofort nach Wuppertal ziehen.« Dann schwärmt er auf eine Weise, wie die Leute damals, vor 30 Jahren, von Berlin schwärmten. Wuppertal, so herrlich unvollendet. Stadt der schroffen, unerwarteten Gegensätze. Der Brachen und Leerstellen. Ein riesiger Möglichkeitsraum.

Aber doch ein wenig abgelegen, oder? Ach was, sagt Boros, der in Wuppertal studiert hat und dort noch eine Filiale seiner Werbeagentur betreibt. Nichts sei hier abgelegen, nur 20 Minuten sind's mit der Bahn nach Düsseldorf, gut 30 Minuten nach Köln oder Essen. »Wuppertal ist das Herzstück einer Megametropole, so müssen Sie das sehen.« Und deshalb schlägt er kurzerhand vor, die Städte rundum einzugemeinden, auch Dortmund, Hagen, Duisburg, spätestens dann nämlich wäre Wuppertal die Weltstadt, die es doch eigentlich längst ist. Ja, Boros freut sich an der eigenen Übertreibung. Und, nein, er selbst plane gerade keinen Umzug. Man habe ihm in Wuppertal zwar einen eigenen Bunker angeboten, Moment, genau genommen seien es zwei gewesen. »Doch ich habe«, sagt Boros, »keinen Hang zum Zweitbunker.«

Es ist ja auch nicht unbedingt so, dass einem die Stadt gleich auf den ersten Blick besonders schillernd vorkommt. Sie ist zerschissen, rüdig wie das Berlin der Nachwendjahre, aber auf eine andere, eher bleierne Weise. Wie so ziemlich alle Städte des deutschen Westens hatte sich auch Wuppertal bis vor Kurzem dem Hertie- und Karstadt-Glück ver-

schrieben, stolz war man auf große und immer größere Zubringerstraßen, auf eine Brachialmoderne der Maßlosigkeit, Häuser, die heute mehr oder weniger verlassen in der Gegend herumstehen und bevorzugt von Billigheimern besiedelt werden. In Wuppertal besonders beliebt: Nagelstudios. Und: Restpostenshops für Chips und Schokolade. Man muss schon eine Menge Entdeckerwillen mitbringen, um das aufregend zu finden. Besser noch, man ist ein Künstler wie Samuel Treindl.

Von der City sind es nur drei, vier Stationen mit der Schwebbahn, schon steht man vor Treindls Ruine, dem Hinterhaus einer längst verschwundenen Fabrik, steigt hinauf zu der Etage, wo er einen Herd hat, eine Dusche, einen Ofen, der vergeblich gegen die Kälte anheizt – und wo Treindl trotzdem gleich mal das Fenster aufreißt und hinaussteigt. Denn: Hier gibt es eine Feuertreppe. »Eine Feuertreppe wie in Brooklyn«, sagt Treindl, 43. Und strahlt, auf dem Kopf eine dicke Mütze, als könne er sein Glück noch immer nicht fassen.

Sein Vater, ein schwäbischer Zimmermann vom Dorf, hatte ihn gleich gewarnt. »Mach das nicht, hat er gesagt. Aber ich war einfach vernarrt.« Das Haus besaß keine Fenster, keinen Dachstuhl, selbst für

Wo gibt es das sonst, so viel Leerstand, so billige Mieten? So großen Freiraum?

Wuppertal, wo es eigens eine städtische Abteilung für Schrott- und Problemimmobilien gibt, ein echter Härtefall. Doch die Feuertreppe, die ihn an New York erinnert, an die glücklichen Wochen dort während seines Kunststudiums, und klar, auch die Vorstellung, aus dieser Ruine einen anziehenden Ort zu machen, für Konzerte, Ausstellungen, gemeinsame Arbeit an der Kunst, das alles trieb ihn dazu, das Haus für wenig Geld zu kaufen. »Wir mussten es mit dem Bagger erst einmal freiräumen, all der Schutt und Schrott«, sagt Treindl. Gerade rauscht vor dem Fenster die Schwebbahn vorbei.

In kaum einer anderen deutschen Stadt gibt es so viele aufgelassene Gewerbehöfe und Kleinfabriken. Wuppertal, das war das »Ursstromtal der industriellen Revolution in Deutschland« (der Philosoph Bazon Brock). Man könnte auch sagen: ein Quellort frühkapitalistischer Energien. Hier, an den Ufern der Wupper, ließen sich Färber und Farbfabrikanten nieder, Weber, Knopfmacher, Werkzeugmacher. Hier erfand der Kaufmann Friedrich Bayer das Schmerzmittel Aspirin, auch das Heroin wurde in Wuppertal entwickelt. Und neben unerhörtem Reichtum, den schönsten klassizistischen Villen entstand bereits Mitte des 19. Jahrhunderts eine Arbeiterkultur, an die noch heute ein riesiges Friedrich-Engels-Denkmal erinnert, gestiftet von den Genossen in Peking, der Volksrepublik China, um den in Wuppertal geborenen Weltveränderer zu ehren.

»Ein Traum ist das«, sagt Treindl in seiner grob hergerichteten Bleibe und erzählt davon, dass seine

Freunde in Berlin voller Neid auf das schauen, was sich gerade in Wuppertal tut. Auf die vielen ungewöhnlichen Orte der Stadt, die wahnwitzigen Treppen (495 sollen es sein), die steilen Berghänge, die irre Stelzenarchitektur der Schwebbahn, die ihre spinnenhaften Stahlbeine trotzig in die Ufermauern der Wupper stemmt und selbst wie ein Künstlertraum aussieht. In der schwer verschuldeten Stadt gibt es keine Kreativquartiere, auch das gefällt Treindl, der nebenher noch ein Atelier für seine Möbelskulpturen in Münster hat. Keine Bürgermeister, die mit hippen Künstlern für ihr Image werben. »Man ist hier nicht im Fokus, zum Glück. Man muss sich nicht beweisen.« Einfach vor sich hin werkeln, das reicht in Wuppertal. »Und dann natürlich der Wald, schon toll.«

Der Wald, der sich von den Hängen hinab ins Tal drängt und, wie seltsam, die Stadt keineswegs idyllisch übergrünt aussehen lässt. Eher ist es so, dass der Wald sie verrätelt und den Eindruck verstärkt, in Wuppertal werde das Unwahrscheinliche wahrscheinlich. Hier, im schluchtigen Tal, drängen die Gegensätze hart aufeinander, Technik und Natur, die Straßen der Reichen und die der Elenden, viele, sehr viele Jugendstilbauten,

daneben Leerstand, bröckelnde Fabriken, Abriss. Eben noch durchwandert man einen der schönsten Skulpturengärten überhaupt, eingerichtet vom Bildhauer Tony Cragg hoch oben über der Stadt, ein dicht bewaldetes Gelände namens Waldfrieden, 14 Hektar groß, Anthroposophenvilla inklusive; dann, auf dem Weg zum Bahnhof, die Treppen hinab, steht man abrupt vor verwaisten Einkaufswagen, darin gebrauchte Windeln, vom Regen ordentlich aufgedunsen.

Eine große kleine, eine kleine große Stadt ist das, stetig wachsend, mit 355.000 Menschen und einer Kulturszene, die immerhin so groß und eingewachsen ist, dass es erste Absetzbewegungen gibt. Im Ölberg-Viertel mit seinen Cafés und Szenekneipen, sagen nun manche, kann man es jetzt echt nicht mehr aushalten, zu viel Cheesecake und Craft-Beer, zu viel Pop-up-dies, Pop-up-das. Außerdem die Mieten! Plötzlich zahlt man mehr als fünf, sechs Euro den Quadratmeter. Also ziehen sie um, dorthin, wo es ein wenig ungezügelter ist, Richtung Unterbarren, wo Philine Halstenbach ihr Quartier hat und man nicht genau weiß, ob sie mehr in der Kunst oder die Kunst mehr in ihr wohnt.

Nein, Berlin, das sagt sie gleich zu Beginn, Berlin komme für sie nicht infrage. Sie wuchs in Wuppertal auf und ist hier, was auch sonst, immer schon aufgefallen. »Ich bin ja ein expressiver Mensch.« Doch sie mag es ungemein, dass es in Wuppertal unverstellter zugeht, nicht so pflichtgemäß cool. »Niemand ist hier darauf aus, unbedingt entdeckt zu werden.«

Philine – »bitte, der Vorname reicht, wir sind ja nicht aufm Amt« –, Philine, 32, ist eine Sammlerin, sie liebt es glitzernd und neonbunt, insbesondere Dinge aus Kunststoff, diese kleinen Sternchen zum Beispiel, die man abschrauben muss, um eine neue Elmex-Tube zu öffnen. Ebenso verbogene Tennisschläger oder Pistazienschalen und überhaupt alles, was sonst niemand sieht und besitzen will, verwahrt sie in ihrem wohlsortierten Dingelager. Wer für eine Theater- oder Filmproduktion ein paar ausgefallene Requisiten braucht: anklopfen bei Philine!

»Ich bin gut im Würdigen«, sagt sie und schaut durch ihre kreisrunden Brillengläser, als sei sie die ewig wissbegierige Laborantin, die es allzu leicht in unbekannte Sphären davonträgt. Wirklich, sie bastelt sich ihre Miniwelten, Aquarien in der Bürokammerschachtel, Mondraketen aus Klopapierrollen, und findet, dass genau das, die Bastelei, endlich zu einem positiv ausgefallenen Kunstbegriff werden müsse.

Ist das nicht ein bisschen eng, ihre Kunst, diese Stadt?

»Überhaupt nicht«, sagt sie entschieden, ihre Locken fliegen. »In meinem Kopf ist es abenteuerlich genug.« Und außerdem, Wuppertal sei ja groß,

und dort sollen, das ist seine Mission, Kultur und Kunst von Grund auf kollektiv gedacht werden. Becher ist ein Bühnenmensch, als Kind umjubelt in der Rolle des Oliver Twist. Und auch in der Rolle des »Amateurstadtentwicklers«, wie er das nennt, gefällt er sich durchaus. Viel Zeit, viel Energie haben seine Freunde und er in das Projekt gesteckt, der Name: Utopiastadt. Oft schon hat Becher davon erzählt, so oft, dass es sich jetzt recht fachkongressstauglich anhört. Da ist viel von Transformationsforschung die Rede, von informellen Lernorten, kreativer Renitenz, von einem andauernden Gesellschaftskongress. Und natürlich von all dem, was man heute so hat in größeren Städten: Urban Gardening, Co-Working-Space, Fahrradwerkstatt.

Das Erstaunliche daran: das Selbstzutrauen. Aus dem Nichts heraus, aus einer Tankstellen- und Bahnhofswüste etwas aufzubauen, das heute Hunderte Menschen anzieht, Ausflügler, Kaffeeöster, Filmemacher, weil sich hier etwas abspielt, von dem niemand genau weiß, was irgendwann daraus werden wird. Und niemand es unbedingt wissen will, weil es darum auch nicht wirklich geht. Viel wichtiger ist ja das Loslegen und Losmachen. So wie sich gerade in Wuppertal wie nebenher das OpenAir-Museum gegründet hat, für das überall in der Stadt riesige Wandbilder entstehen sollen. Eben noch war es die Idee eines kleinen Vereins, jetzt soll daraus eine internationale Street-Art-Ausstellung werden.

»Was mir total wichtig ist«, sagt Becher noch, »dass wir hier kein esoterisches Hippiekonzept verfolgen.« Klar, sie hoffen auf postkapitalistische Strukturen, doch ebenso klar ist es, dass sie sich mit Investoren zusammennutzen, wenn das sinnvoll erscheint, und sie zum Beispiel vom Aurelis-Konzern einige Zehntausend Quadratmeter Bahnhofsgelände erwerben wollen, um dort eine Olympiade für nachhaltiges Bauen und Wohnen abzuhalten, den Solar Decathlon.

»Gemeinwohlorientierte Nutzung«, sagt Becher, und »Kompetenzdichte«, all das zähle in dieser Stadt – mit ihrem bekannten Institut für Klima, Umwelt, Energie, das zehn Jahre lang von Uwe Schneidewind geleitet wurde, heute grüner Oberbürgermeister. Auch das gehört offenbar zum Phänomen Wuppertal: Der kulturelle Aufbruch ist zugleich ein ökologischer. Und dafür braucht es eben beides, sagt der Stadtkenner Becher. »Es braucht Diskurs und Bock.«

Und die billigen Mieten nicht zu vergessen. Und die vielen leeren Hallen. Dazu eine Kunstwelt, die gerade dabei ist, sich von der ewigen Fixierung auf die Metropolen loszusagen. Weg vom Eurozentrismus, heißt die Devise. Weg vom Paris-, London-, Berlin-Hype. Die Zukunft liegt im Abseits, lautet der neue Megatrend. In Wuppertal hat diese Zukunft lange schon begonnen.